

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 14 (1919)
Heft: 11

Artikel: Preisabbau?
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351851>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fähig zu sein, er fühlt sich reich und stark, so lange — der Rauch währt und bis der Rauchenjammer den Rauch ablässt. Der Rauch mag lange dauern, der Rauchenjammer löst ihn sicher ab und lehrt den armen Teufel, der dem Alkohol etwas Gutes zutraute, die Dinge und Verhältnisse des Lebens so anzusehen, wie sie wirklich sind, ob er sie sehen will oder nicht. Die Nicht-Abstinenz, auch die, welche nicht sogenannte Trinker sind, wissen gar nicht, wie armelig und blöde sie mit ihrer Alkoholverteidigung dem vorkommen, der nicht benebelt ist, dem der Alkohol Blut und Nerven nicht vergiftet hat. Was dem Alkoholkranken schön und reich, gescheit und stark scheint, ist in Wirklichkeit ganz anders, ist fade und lächerlich. Die Abstinenz wissen es. Sie haben Sinne, die nicht täuschen. Die vielen unangenehmen Nachspiele, die einem sogenannten „gemütlichen Hoch“ folgen, beweisen klar und unmöglich, daß die Vorspiegelungen des Alkohols Lügen sind. Viele von den Genossinnen, die den Alkohol in so kurzichtiger Weise in Schutz nehmen, sind durch ihre eigene Person lebendige Beweise, daß der Mensch ohne dieses sogenannte Stärkungsmittel viel leistungsfähiger ist. Hätten sie wohl das aushalten und durchfechten können, was sie aushielten und durchkämpften, wenn sie getrunken hätten, — wie ihr Mann trinkt? Die Frage stellen, heißt sie auch beantworten.

Der Nicht-Abstinent hat ferner keine Ahnung, wie neu, wie reich die Welt der Arbeit und der Erholung einem täglich vorkommt, wenn das Gehirn unbeschwert ist von den Einflüssen des Alkohols irgendwelcher Art. Der Schwierigkeiten werden nicht weniger, aber der Mut, die Schwierigkeiten zu überwinden, wird größer. Manche gäng und gäbe Gefangenheit wird ihren Reiz verlieren, aber die Freuden, die das Leben tatsächlich birgt, werden besser ausgekostet und wirken beglückender.

Also, bitte, werte Genossinnen, redet nicht so gedankenlos von der Abstinenz als von einem schweren Verzicht, den ihr euren Männern nicht zumuten dürft, als von einer Verarmung des Lebens oder ähnliche Torheiten. Helft lieber den Abstinenten, aus den Reihen eurer Gatten und Brüder Genossen zu werben mit gesunder Sinne und Gedanken.

Eine andere Entgegnung tönt den Abstinenten gerade aus der Frauenwelt in die Ohren. „Ich hab's nicht nötig, Abstinent zu werden. Ich trinke sowieso fast gar nichts.“ Die so reden, wollen Vorkämpferinnen einer gerechten Weltordnung sein? Sie meinen, sie seien es, aber sie sind es nicht. Sie sind im Gegenteil bedauernswerte Sklavinnen, denen das Verständnis für die soziale Bewegung noch gar nicht aufgegangen ist. Sie haben vielleicht der Arbeitssache schon viele wertvolle Dienste geleistet, aber sie verjünen jeden Tag die allerschönste Gelegenheit, den Aufbau der neuen Welt energisch zu fördern. Sie fühlen sich zufrieden, wenn der Mann mehr Lohn bekommt, und merken gar nicht, wie der Kapitalismus in seiner Spezialform als Alkoholismus den größeren Lohn vergiftet, so daß der Gewinn des größeren Lohnes illusorisch ist. Sie meinen, durch laute Aktionen der Bourgeoisie einen tödlichen Schrecken einzagen zu können, und sehen nicht, wie die Bourgeoisie im geheimen triumphiert, weil sie weiß: So lange der Arbeiter ins Wirtshaus geht, so lang er faust, ist kein Anlaß zur Angst vorhanden, er könnte die Welt nach seinen Ideen modellieren. Die glücklichen Sklaven sind die ärgsten Feinde der Menschheit.

Jetzt schon sollten alle Genossinnen die Abstinenz als Selbstverständlichkeit ansehen, jetzt schon sollten sie die Vorurteile aus der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die der Alkoholenthaltsumkehr im Wege stehen, verabschieden und mitmachen, wenn wir dem Alkohol den Krieg bis aufs Messer erklären. Der Gewinn, der aus dieser Entscheidung der Frauenwelt für die Arbeiterbewegung, für alle Menschen, erwachsen wird, ist sicherlich groß. Versucht es einmal, werte Genossinnen, werdet unsere Kämpfer gegen den Alkohol. Eure Männer und Kinder werden es euch danken, wenn ihr da nicht ängstlich seid.

Wenn dieses Mal nicht durch Statistiken und Zahlen, die zugunsten der Abstinenz in großer Masse aufmarschierten könnten, an die Genossinnen appelliert wird, so wird dem Schreiber dieser Zeilen niemand zürnen.



Preisabbau?

„Gib uns heute unser tägliches Brot!“ Diese Bitte befand während des entzündlichen Weltkrieges einen ganz anderen Gehalt, als zu Zeiten, wo Brot in allen Formen und Abstufungen von Weiß zu haben war. Und beinahe plötzlich bekamen wir das von der Sozialdemokratie früher schon geforderte Getreidemonopol, d. h. Allein-Kaufs- und -Verkaufsrecht durch den Bund. Wohl wenig Frauen, und darunter auch wenig Genossinnen, haben vorher sich für jene Forderung interessiert, und vielleicht grübelten sie sogar während der Kriegsjahre nicht näher über das Wesen der Monopolwaren nach: Hauptsache war, daß man die Ware bekam, aber vom Nebel, daß alles, auch das tägliche Brot teurer und teurer, dann rationierf und nachher wieder kartenfrei wurde.

Früher erklärten die Herrschaften, das Getreidemonopol sei undurchführbar in der Schweiz, weil die steinreichen Getreidegroßhändler daran zugrunde gingen. Anfänglich begründete man die Preisaufschläge als Verhütungsmittel, daß nicht zu viel Brot gegessen würde; aber auch zur Zeit der Nationierung ging der Preis nicht herunter — wegen der hohen Transportkosten, hieß es, und hintenher vernahm man dann, daß der Vorsteher dieser Handelsabteilung, ein Herr Voossli, Millionen „verdiente“, aber nicht versteuerte. Jetzt will man, trotz Friedensschluß, nicht herunter mit dem Brotpreis, wohl weil andere Herrschaften auch gerne ihre Millionen „verdienten“.

Die Milch ist so teuer geworden; denn 8000fränkige Zuchttiere kosten pro Tag 40 Liter und die wertvollen Schweine vermehrten sich bei Milchfütterung so, daß ihre Gesamtzahl um 100,000 Stück zunahm. Der Bund gab im Frühjahr ein glänzendes Beispiel, indem er amerikanisches Schweinefleisch, das er um Fr. 4.30 erstand, den guten Genossen um Fr. 6.60 verkaufte, so konnte man allgemein die Preise hochhalten. Die Milch und Milchprodukte hatten sich nur um 101 Prozent verteuert, Brot und Getreideprodukte auch „bloß“ um 148 Prozent, Fleischwaren aber um 236 Prozent und Eier um 320 Prozent. Großmutter Helvetia findet wahrscheinlich, daß nur die reichen Leute Brot, Fleisch und Eier vertragen, während ein Proletariermagazin einzig auf Kaffeebrühe und Tee geeicht sei; denn da ist ein Sinken des Preises zu konstatieren und etwas Schöfholade gönnt sie uns auch. Aber das Erbarmen mit den Händlern, die noch Sammlerlager besitzen, ist viel größer: Sie empfiehlt und rät ihren Söhnen, den Bundesräten samt Anhang, die Waren, die noch aufgestapelt sind, auszuführen in Länder, wo sie sie gut und vor allem teurer absetzen können, während sie ihre Maßnahmen trifft — wegen der „Valuta-Differenzen“ (Unterschied im Geldwert: Kronen, Mark, Franken) gegen das Überfluten des einheimischen Handels. Man denke! Wenn der Krämerprofit geschmälert würde! Wenn z. B. auch Proleten und Arbeiterfrauen etwas zu billigerem Preis kaufen könnten! Wenn sie gar auf den Gedanken kämen, geistige Kost — etwa Bücher und Bilder und Bilderbücher aus dem Ausland kommen zu lassen! Nichts ist doch gefährlicher, als lesen! Lesen guter Bücher! Da steckt doch Geist drin und der wirkt ansteckend!

Großmutter Helvetia samt der sieben Söhne muß also schnell einen Riegel stoßen — man hat doch den begehrlichen Sozialisten so viel, viel zu viel nachgegeben — den Volkschuh geschaffen und den Fabrikanten nur ganz „bescheidene“ Profite zugesichert, Großhändler und Detailisten (Groß- und Kleinhändler) wurden benachteiligt, wo Gemeinden den

Verkauf übernahmen. Also schnell die immer wirksame Schraube ohne Ende her, Erhöhung der Zollanfälle. Nur, sie ist in jeder Hinsicht besorgt, daß die Preise nicht heruntergehen. Auf jeden Brief und jede Karte läßt sie durch ihre Diener, die Postangestellten, gegen schlechte Bezahlung „Spart Geld und Noten“ stampeln. Sie tut, als wäre sie Vorbild aller sparsamen Hausfrauen; aber sie hat Schulden, bedenklich viel Schulden, und weiß sich nicht zu helfen. Andere Herrschaften suchten Geld und fanden mehr als sie suchten, so z. B. Drell-Fügli 1 Million, Brown Boveri 4 Millionen, Nestle 20 Millionen, Oerlikon 8 Millionen, Bally 6 Millionen, Sulzer 6 Millionen, Kreditanstalt 25 Millionen, Conza 6 Millionen. Alle aber bei 6 Prozent Verzinsung.

Und die Banken, Fabrikunternehmungen und Aktiengesellschaften hatten ein arbeitsloses Einkommen von 2 Milliarden. Sie verstehen also das Geschäft.

Schwere Zeit, kein Geld, kein Brot,
Unerhörte Preise!
Wo du hinhörst singt die Not
Ihre trübe Weise.
Doch der Spekulation
Goldne Bächlein rinnen.
Gast du eine Million,
Kannst du sechs gewinnen!

Jenseits von Gesetz und Recht
Liegt der Schatz verborgen.
Schößt nur dreist — es lohnt nicht schlecht —
Aus der andern Sorgen!
Sicher stimmt's noch allemal
So im großen ganzen:
Tieftand der Geschäftsmoral,
Hochstand der Finanzen! —



Das proletarische „Heim“ als Erziehungsstätte.

Selma Lagerlöf, die große schwedische Dichterin, schrieb: „Das kleine Meisterwerk, das Heim, war unsere Schöpfung mit Hilfe des Mannes, das große Meisterwerk, der gute Staat, wird vom Manne geschaffen werden, wenn er die Frau ernstlich zu seiner Helferin macht.“

Natürlich denkt die Dichterin sich bei diesem „kleinen Meisterwerk“ ein Einfamilienhäuschen: hübsch, behaglich, mit künstlerischem Geschmack ausstaffiert, in ruhiger, aussichtsreicher Lage und umgeben von Gärten, und Wiesen, wo man fern vom Großstadtlärm ausruhen und zu neuem Tun sich stärken, wo man ungestört ein schönes Buch lesen und im intimen Familien- und Freundeskreis Gedanken und Gefühle austauschen kann.

Aber eine Mietkaserne könnte auch die kühnste Phantasie nicht ein kleines Meisterwerk taufen; sie müßte denn darin die Kunst, aus der Not eine Tugend zu machen, bewundern. Es ist allerdings oft staunenswert, wie Frauen und Männer aus der Arbeiterklasse es verstehen, mit ihren wenigen Mitteln ein freundliches Stübchen und trautes Kämmerlein zu machen, während andere womöglich den guten Bürger kopieren, das beste Zimmer mit Möbeln, künstlichen Blumen, verschönerten Gipsfiguren, „lebensgroßen“ Photographien der Familien- oder Staatsoberhäupter und anderem geschmacklosem Kram vollpropfen, um es dauernd abschließen und nur einen geladenen oder ungeladenen „besseren“ Gast einmal hineinführen. Das Familienleben spielt sich aber in der Küche und im Schlafzimmer ab, wo man schon zum Schlängenmenschen erzogen wird, denn eine freie Bewegung erlauben auch diese Räume nicht.

Bei der Erstellung von Bauern-, Land-, Ein- oder Zweifamilienhäusern rechnet man ganz selbstverständlich auf

Familienzuwachs. Wo Arbeiterhäuser gebaut werden — auch von Gemeinden —, da gibt es nur Zwei- und Dreizimmerwohnungen eng bei- und übereinander. Gestalten sich in dieser unteren Gesellschaftsklasse Männlein und Weiblein den Luxus, neben dem Selbsterhaltungstrieb auch noch dem andern Naturgesetz der Fortpflanzung, zu folgen, nun, dann sollen sie sehen, wie sie sich einrichten. Vor- gesorgt wird nicht. Oder? Wo wird beim Hausbau — auch bei den ganzen Häuserblöcken und Wohnkolonien — an Einrichtungen für Kindererziehung gedacht? Man baut Häuser für erwachsene Personen — Kinder will man zum vornehmereine keine. Die Hausbesitzer suchen überall „kinderlose“ Ehepaare oder dann alleinstehende Erwachsene. Wahrhaftig, das allein wirft ein Blitzlicht auf die „gesunde“ Entwicklung unserer „göttlichen“ Weltordnung. In den Kirchen knien sie vor der Madonna mit dem Jesuskind, fabeln von Kinder „segeln“; sie wollen Ausbeutungsobjekte und verwünschen den Nachwuchs! Aber selbst Arbeiterleute finden es als ganz selbstverständlich, daß reiche Damen allein mit Dienerschaft ganze Paläste bewohnen und sind froh, wenn sie zu Zeiten der Wohnungsnot nur einen Schlupfwinkel, irgendwo ein Dach zum Unterkommen finden; sie begnügen sich, ihren Kindern die Begründung zu geben: die haben's und ver mögen's.

Als Notbehelf empfehlen die Sozialdemokraten: Rationierung der Wohnräume. Damit ist natürlich unsere Frage nicht gelöst: denn selbst bei einer Rationierung würde pro Kind nicht ein Wohnraum mehr gerechnet, sondern auch hier sind und bleiben Kinder eine unerwünschte Beigabe, die kein Recht zu wohnen, keinen Anspruch auf ein Heim erheben dürfen. Erst, wenn sie in der glücklichen Lage sind, ihre Erzeuger verloren zu haben, dann versorgt man sie, wenn's gut geht, im Waisenhaus oder bei Bauern auf dem Lande. Erst müssen sie fröppelhaft, oder dann geistig oder seelisch fehlgeraten sein, bis sie in irgend einem „Heim“ untergebracht werden.

Im Proletarierhaushalt teilen die Neugeborenen mit Eltern und Geschwister den Raum, oft das Bett und die schlechte, verbrauchte Luft. Die erste Anforderung an ein Heim, Ruhe, Behagen und Gemütllichkeit, ist ein unbekanntes Ding. Der neue Mensch hat sich eben anzupassen und das geschieht auf Kosten seiner Lungen und Nerven, besonders, weil die Mutter keine Milch, oder dann keine Zeit und keine Gelegenheit zum Stillen hat.

Dem Kotpübel, der Pfanne, dem Geschirr, der Nähmaschine, all diesen Dingen, die zum häuslichen Betrieb gehören, sind besondere Plätzchen angewiesen, nur das Kind ist immer und überall im Weg. Weil es nicht zum „Betrieb“ gehört, wird es so früh wie möglich in den Hof, wo man Leppiche austäubt, hingebracht, oder dann auf die Gasse geschickt. Und doch tut man so wichtig mit der häuslichen Erziehung!

Wenn man nur endlich einmal auch hier alte, übernommene Begriffe, die auf unsere Verhältnisse nicht mehr passen, zu den Antiquitäten in irgend ein Museum versorge und der Entwicklung Rechnung tragen würde!

Will man an der häuslichen Erziehung festhalten — sie ist aber größtenteils schon der Öffentlichkeit übergeben —, dann sorge man in jeder Hinsicht für ruhige und gesunde Entwicklungsmöglichkeiten im Haushalt. So lange die Wohnung für Koch-, Reinigungs- und irgend einem Heimbetrieb beansprucht wird, haben Kinder keinen Raum, keine Ruhe, keine gesunde Luft und keine rationelle Nahrung. Es gibt hier nur ein entweder — oder!

Die Unmöglichkeit und Unfähigkeit der häuslichen Erziehung ist zur Genüge erwiesen — auf den Erzieherberuf werden weder Mütter noch Väter vorbereitet, man überläßt das dem Instinkt —, deshalb baut man den Kindern besondere Tagesheime und gebe ihnen besonders befähigte und begabte Pädagogen und Pädagoginnen. Sie brauchen nicht unbedingt in den Städten und Industriezentren zu sein, obwohl da große Güter, d. h. Villen mit Parks und Wiesen